

ARWED VOGEL

Das schlampige Denken wird institutionalisiert ...

Anmerkungen zu zwei neuen Literaturpreisen

Immer noch gibt es immer mehr neue Literaturpreise. Die meisten werden von der öffentlichen Hand, von Verbänden oder Vereinen gestiftet. Den Autoren müßte es besser gehen, zumindest finanziell. Fraglich, ob dabei die Literatur an Qualität gewinnt oder die Literaturförderung besser wird.

Unter diesen neuen Preisen fallen zwei ganz besonders auf. Nicht nur auf Grund des hohen Preisgeldes, sondern weil sie von privaten Unternehmen finanziert worden sind. Natürlich hat es private Finanzierung schon gegeben. Zum Beispiel den Preis der Kärntner Industrie, der in den Ingeborg-Bachmann-Preisso eingebunden ist, daß seine Spender gar nicht mehr auffallen.

Ganz anders ist es bei den Literaturpreisen der Zeitschrift „Brigitte“ der Gruner + Jahr AG & Co. sowie des Schreibgeräteherstellers Montblanc.

Die beiden Unternehmen haben den Literaturpreis als Werbemittel entdeckt. Die Wirkung ist groß.

Knapp 10.000 Texte wurden nach der ersten Ausschreibung eingereicht, tausende von weiteren Gelegenheitsschreibern, Literaten und bekannten Schriftstellern werden sich überlegt haben, was ihnen zum Thema Profit einfällt, oder mit welcher frauzeitschrift-geeigneten Kurzgeschichte sie 15.000 DM abkassieren könnten.

Ein großer Erfolg also für die Initiatoren.

Jedoch geht es mir nicht um die Frage, wie sinnvoll Literaturpreise sind. Jeder Autor freut sich über finanzielle Zuwendungen und Anerkennung. Auch will ich nicht die Frage besprechen, welcher Juror welchen Autor oder welche Autorin gern mag, obwohl es allgemein noch zuwenig bekannt ist, wie sehr Vorlieben vielerlei Art und nicht literarische Urteile den Literaturbetrieb prägen.

Dieser Beitrag versucht zu fragen, was für Texte bei diesen Preisen erfolgreich gewesen sind, und ob Literatur dabei gefördert wurde.

Auf einer Exkursion nach Italien mit fortgeschrittenen Teilnehmern von Poetik-Seminaren wurden

zwei erfolgreiche Geschichten auf ihre Notwendigkeit hin untersucht. Die Ergebnisse dieser Diskussion flossen in die beiden folgenden Abschnitte mit ein.

Den Inhalt der Geschichte „In der Fremde“ von Bettina Grack, die den ersten Preis beim Brigitte-Wettbewerb erhalten hat, kurz und verständlich darzustellen, ist schwierig.

Verschiedene biographische Momente sind in ihr aneinandergesetzt: die Begegnung mit Frank, einem jungen Mann aus Stralsund bei einem Urlaub mit ihrer Mutter, Proben an einem Stück auf einer Bühne in Ostberlin, ein Wiedersehen mit Frank, eine Szene mit Franzosen in der S-Bahn, Skinheads und Türken in der U-Bahn, ein Traum, ein Happy-End. Die Sprache will knapp und möglichst realitätsnah sein. Bettina Grack schildert eine Szene in einer ostdeutschen Diskothek:

„Der Ekeltyp, der die ganze Zeit vorher an meinem Tisch vorbeigegangen ist, steht plötzlich neben mir. Willst Du tanzen? Tu ich doch schon. Er glotzt auf mein Gesicht. Die Freiheit verloren. Scheiße. Der DJ kündigt die Sperrstunde an. Noch ein bißchen Musik für unsere Liebespaare. Zurück auf meinem Platz. Der Mann stellt sich fordernd hinter den Stuhl. Wie komme ich heil nach Hause? An der Bar einer, der mir sofort gefällt.“

Sie ist, wie an diesem Abschnitt deutlich zu sehen, nicht nur knapp, sondern auch undistanziert. Die Erzählerin scheint ihre Gedanken direkt dem Papier übergeben zu haben. Sie wirken in ihrer Nacktheit jedoch verkrampft. Realitätsnah sind sie allemal nicht: Dazu fehlen zum Beispiel Sinneseindrücke wie Musik oder Geräusche oder eine nachvollziehbare Beschreibung, die den Raum in seiner Einzigartigkeit zumindest skizzenhaft vorstellbar machen würde.

Aus den Worten der Autorin ist wenig zu erfahren. Was ist für die Ich-Erzählerin ein „Ekeltyp“? – Gibt

es zwischen allen Brigitte-Leserinnen darin eine Übereinstimmung, die nur ich nicht nachzuvozziehen vermag?

Wenn gezeigt werden soll, daß hier eine Frau einen Mann als „Ekeltypen“ wahrnimmt, so wie viele Frauen an allen möglichen Orten irgendwelche Männer als Ekeltypen wahrnehmen, so ist diese Passage zumindest sehr unpräzise geschrieben. Und soll denn nur eine bestimmte Art der Wahrnehmung offenbart werden, und keine weitere Realität teilt sich dem Leser mit, so werden die Erläuterungen der Jury unverständlich: „mit den Mitteln der Montage und Collage entwirft die Autorin ein authentisches Stimmungsbild der „Fremde“, die Ost und West noch füreinander sind.“

Der obere Abschnitt sowie die meisten Teile des Textes sind der Versuch eines inneren Monologes, der jedoch kraftlos in den eigenen Reflexionen schmort:

„Am Strand küßt er mich auf den Mund. Unter mir der kalte Sand. Über mir der warme Mann. (...) Was mach ich denn nun? Küß mich, ich bin der Frühling! Der erste Geschlechtsakt am Meer. Nachtlicht auf der Haut. Wenn jemand kommt. Hinterher lacht er.“

Die eigene Gedanken sind selektiv aufgeschrieben und schaffen keine Wirklichkeit, die etwas bedeuten könnte. Der Text ist dabei auch noch unangenehm zu lesen:

„K. und ich geraten in eine Eskalation mit Skinheads“.

Was bedeutet das ausdrucksarme Verb „hineingeraffen“. Wie sieht so eine Eskalation aus? Es wird nicht erzählt, es wird benannt. Ich kann der Autorin nur glauben, die Bilder in meinem Kopf beim Lesen ihrer Worte bleiben verschwommen. Und das soll es sein, was die Jury bezeichnet hat:

„... bringt die deutsche Gegenwart in knappen Ausschnitten unsentimental auf den Punkt.“

Mein Verdacht bestätigte sich mit dem Schluß endgültig: Trivialität, d.h. die Bestätigung des Leserempfindens durch den Text, wird experimentell getarnt. Das muß noch kein Negativum sein, aber hier ist es auffallend dilettantisch gemacht. Der Schluß ist ein Happy-End, wie man es oft gelesen und gesehen hat:

„Ich bin unendlich glücklich, mich gerettet zu haben und wache auf. Frank legt seinen Arm um meinen Bauch und sagt zum ersten Mal, so leise, daß ich ihn kaum höre, ich liebe dich.“

Den Montblanc-Preis zum Thema „Profit“ hat Keto von Waberer mit ihrer Geschichte „Gartenfreuden“ gewonnen.

Da weder mir noch anderen klar ist, was diese Geschichte mit dem Thema Profit zu tun haben könnte, übergehe ich sie und spreche über einen Text, der sich der Vorgabe der Auslober stellen wollte.

„Familie Rudolf tut wohl“ von Jakob Arjouni steht an zweiter Stelle unter den „besten Geschichten des Montblanc-Literaturpreises 1991“, die als Taschenbuch herausgegeben worden sind.

In der Geschichte haben der Mathematiklehrer Rudolf und seine Frau den Aussiedler Olschewski aus Kasachstan illegal in Untermiete genommen, um das Lehrergehalt aufzubessern. Lieber hätten sie einen Juden gehabt, mit dem sie bei ihren liberalen Freunden auch noch hätten angeben können; so können sie mit Olschewski wenig anfangen und kümmern sich nicht weiter um ihn.

Plötzlich erhalten sie von einem Aussiedler-Integrationshilfe-Verein einen hochdotierten Preis dafür, daß sie Olschewski kostenlos bei sich wohnen lassen. Wegen seiner liberalen Einstellung will Herr Rudolf den Preis ablehnen, nimmt ihn aber doch an. Der ganze Vorgang wird Olschewski verschwiegen. Doch noch in der Nacht nach der Preisverleihung teilt ihnen eine männliche Stimme am Telefon mit, daß man wisse, wo Olschewski sei, daß man eben den Vertriebenenverein informiert habe, um Olschewski zu warnen und Olschewski verraten würde, verriete er nicht die anderen.

Nach einer schlaflosen Nacht für Herrn Rudolf steht am nächsten Morgen die Polizei vor der Tür und verhaftet Olschewski, der in Wirklichkeit Stasi-Offizier war. Von den Polizisten gefragt, ob der denunzierende Anruf von ihr kam, sagt Frau Rudolf nicht nein und erhält die auf Olschewski ausgesetzte Belohnung. Die Familie Rudolf erfüllt sich ihren Wunsch und nimmt als neuen Untermieter einen jüdisch-russischen Emigranten auf. „Dich nimmt uns keiner mehr weg“, schließt Herr Rudolf den Text.

Die Geschichte hat einen klaren Aufbau. Die Sprache ist einfach und eingängig, die Erzählweise kontinuierlich und zeitdeckend mit geschickt eingesetzten Vorverweisen.

Doch ein Unbehagen dem Text gegenüber bleibt. So finden sich bei genauerem Hinsehen Erzähler, lassen sich unschlüssige Entwicklungen bemängeln.

Die Personen und ihre Dialoge sind schablonenhaft gezeichnet. Als Beispiel die Szene vor der Preisverleihung im Wolgakeller, die fast zur Klamotte geraten ist:

„Auf der Bühne tanzte eine Siebenbürger Trachtengruppe zu Chorgesängen vom Band, und an der Theke wurde tschechisches Bier ausgeschenkt. Die Gesichter der Gäste waren gerötet. Viele hatten die Ärmel hochgekrempelt und wippten im Takt der Musik.“

Sind in solchen Szenen Gesichter nicht immer gerötet, haben nicht alle Biertrinker in allen billigen Romanen die Ärmel hochgekrempelt? Was zeigt also diese Beschreibung? – Daß der Autor so einer Szene noch nie beigewohnt hat, und wenn, daß er nicht beobachten kann oder will.

So schaut er herab auf seine Figuren und nimmt sie nicht ernst:

Herr Rudolf ist ein Mathematiklehrer aus dem Bildungsbürgertum, der in der Vereinigung „Mathematiklehrer für Europa“ ist, heimlich Gedichte schreibt und davon träumt, berühmt zu werden. Frau Rudolf töpfert an der Volkshochschule und hätte gern einen eigenen Brennofen, die Vertriebenen werden grundsätzlich auf bierselige, dumme Demokratiefeinde reduziert.

Hier werden Klischees aufgezählt, aber nicht durchleuchtet. Es stellt sich der Eindruck ein, daß sich hier ein Spießer mit seinen Vorurteilen über andere Spießer lustig machen möchte.

Der einzige, der vor den Augen des Autors nicht lächerlich gemacht wird, ist der Stasi-Offizier:

„Aus der unbedarften, bescheidenen Person vom gestrigen Abend war ein respektsgebietender Mann mit strengen Gesichtszügen und kühlem Blick geworden.“

Seine Beschreibung, zu der fünf Adjektive bemüht werden, bleibt dennoch so dürtig wie die der anderen Personen.

Die Machart der Geschichte ist durchsichtig: Klischees werden in witziger Weise aneinandergesetzt und durch eine saubere Dramaturgie verbunden. Über die hingestellten Pappfiguren kann gelacht werden, sonst bleibt dem Leser wenig.

...

Beide Geschichten wollen sich mit unserer gegenwärtigen Realität befassen, mit sozialen und politischen Problemen der Vereinigung. Die eine

Geschichte versucht sich ihr aus einer betroffenen Innenperspektive zu nähern, distanziert, mit Witz und wohlüberlegter Konstruktion die andere. Gemeinsam ist beiden Geschichten die Beliebigkeit.

Beide zeigen inhaltlich keine neuen Aspekte, sehen keine neuen Zusammenhänge, die über das bekannte Geschehen hinausweisen. Das allseits Bekannte wird aber auch sprachlich nicht interessant dargestellt, neu vermittelt.

Bettina Grack bestätigt sich ihre Gefühle, Jakob Arjouni seine abgeklärte Weltsicht.

Keine Beunruhigung, keine Bewegung.

Wenn das die besten von 10.000 eingesandten Texten gewesen sein sollen, dann ist es erschütternd, wie schlecht heute geschrieben wird. Das ist aber kaum zu glauben.

Es steht mir fern zu urteilen, ob diese Texte aus Unvermögen oder interessierter Absicht für gut befunden worden sind.

Ärgerlich ist aber, wie vielen Leserinnen und Lesern diese Sprachschlamperei als gute Literatur verkauft wird und daß die Chance vergeben wird, neue Anhänger für ihre Sache zu gewinnen.

Einige werden versuchen, diese Schreibe nachzuhören, andere werden nur ihre Vorurteile über zeitgenössische Literatur bestätigt sehen.

Diese Literaturpreise fördern nicht das Besondere, Individuelle, sondern allein sich selbst, d. h. in den besprochenen Beispielen, den bestimmten Geldgeber.

Hier hätte Literatur mit großer Breitenwirkung gefördert werden, auch schwierigere Texte ungeübten Lesern vorgestellt werden können. Gefördert wurde jedoch das schlampige Denken, das unkonzentrierte Schreiben, die Literatur von Menschen, die über ihr Ich nicht hinausschreiben können.

Vielleicht ließen sich über die Mittel privater Förderung neue Initiativen unterstützen, neue Ideen kraftvoller durchsetzen. Warum nicht. In ganz anderer Breite, auf anderen Ebenen könnte auch Literatur überzeugen.

Bei den besprochenen Wettbewerben überzeugt jedoch einzig der Preis. Der Preis macht die Kunst. Dieses Prinzip wird hier auf die Spitze getrieben und gleichzeitig das schlampige Denken, das ungenaue Schreiben, die kraftlose Literatur weiter institutionalisiert.